

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 91.

Berlin, Dienstag den 30. Juli

1844.

Rußland.

Der gegenwärtige Zustand der russischen Marine.

(Nach dem United Service Magazine.)

Der Zustand der russischen Seemacht ist noch wenig bekannt, so wie man überhaupt nicht recht weiß, welchen Rang man derselben einräumen soll, da sie noch nicht die Feuerprobe eines Kampfs mit England bestanden hat. Wir geben im Nachstehenden einige Mittheilungen über diese, welche zunächst Rußlands politische Stellung unter gewissen Konjunkturen der Zukunft andeuten und sodann auch einen Beitrag zur Charakteristik der sittlichen Zustände dieses Landes liefern. Zuvor einige Bemerkungen über das Verhältniß der Seemächte überhaupt England gegenüber.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand der Marine bei den verschiedenen Nationen betrachtet, so wie die durch die Einführung der Dampfschiffahrt hervorbrachten Veränderungen, so kommt man zu einem doppelten Schluß: erstens, daß das Uebergewicht Englands zur See nie größer und entschiedener war als jetzt, und zweitens, daß die relative Bedeutung dieses Uebergewichts wesentliche Modificationen erfahren hat, insofern jeder Kampf gegen dasselbe jetzt mit der raschen und vollständigen Vernichtung des Gegners enden muß. Bisher war eine besiegte Marine noch nach ihrer Niederlage fürchtbar; selten war sie ganz vernichtet oder auch nur auf völlige Ohnmacht reduziert; die Flotten des Siegers waren Jahre lang genöthigt, den Hafen zu bewachen, in den sich ihre Trümmer gesüchtet hatten. Das wird in Zukunft anders seyn. Der Dampf, die Anwendung der hohlen Bursgeschosse, die größere Vollkommenheit, die man täglich in der Concentration der Bordfeuer erreicht, neutralisiren die Vortheile jener von Forts geschützten Häfen, in welchen eine geschlagene Flotte sonst ein sicheres Asyl fand. Welcher Wind, welche Strömungen werden den Sieger bei der Verfolgung des Feindes hindern, sich rasch mit Hilfe des Dampfes nach jedem beliebigen Punkt hinzubegeben? Welche Befestigungen können der Artillerie der Schiffe widerstehen, sobald man derselben jede beliebige Stellung geben kann? Dabei sprechen wir hier noch nicht von den ungeheuren Hülfquellen, die der Dampf als Zerstörungsmittel bietet, in Verbindung mit dem Gebrauch des Eisens statt des Holzes, des Eisens, das, mit mehr Kraft als das Holz, je nach der Gestalt, die man ihm zu geben weiß, wie Kork schwimmen kann: ein ganz neuer Zweig der Kriegskunst ist hier im Werden begriffen.

Die Geschichte giebt uns Beispiele von feindlichen Marinern, von denen die minder mächtige oder minder glückliche ihrer Nation im Ganzen mehr Vortheile verschaffte, als ihre siegreiche Nebenbuhlerin der ihrigen. Solche Anomalien werden in Zukunft nicht mehr vorkommen; denn es ist klar, daß von jetzt ab jedem Staat, der gegen eine überlegene Seemacht Krieg führt, seine Marine nicht etwa verhältnismäßig, sondern absolut nutzlos seyn wird. Diese Wahrheit, so wie die Schwäche aller fremden Seemächte ohne Ausnahme in einem Kampf mit Großbritannien, sind Thatsachen, die sich allen verständigen Geistern aufgedrängt haben.

Obwohl zuzugeben ist, daß die dänischen, holländischen, griechischen und schwedischen Seemächte als solche denen aller anderen Völker, mit Ausnahme der Engländer, überlegen sind, so giebt es doch nur drei Mächte, welche, in Betracht des Umfangs ihrer maritimen Streitkräfte und ihrer Hülfquellen, als eigentliche Seemächte betrachtet werden, nämlich Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten. Daß dieselben einzeln gegen England nichts ausrichten, bedarf keines Beweises; es ist also nur die Frage, ob sie vereinigt etwas vermögen. Jedenfalls muß England, wenn es eine dieser drei Mächte angreift, darauf gefaßt seyn, sich mit allen dreien in einen Kampf verwickelt zu sehen, der auf immer über die Herrschaft des Meeres entscheidet. Denn je mehr ihnen das Uebergewicht der englischen Seemacht zum Bewußtseyn kommt, desto mehr werden sie fühlen, wie wichtig es für sie ist, so oft eine von ihnen mit England in Kampf seyn wird, eine Gelegenheit zu benutzen, die sich nicht mehr mit gleichem Vortheil darbieten wird, sobald eines von den Mitgliedern der Coalition erdrückt ist. Zwischen dieser Politik und der Aufgebung jeder Idee, der englischen Uebermacht gegenüber eine Marine zu unterhalten, ist ihnen allein die Wahl gelassen.

Vergleichen wir nun die Streitkräfte und Hülfquellen dieser drei Mächte mit denen Englands, so finden wir, daß dieses letztere dreimal so viel Seemächte besitzt als seine drei vereinigten Gegner, daß es zur Noth viermal so viel Dampfböte ins Meer schicken könnte, als die ganze übrige Welt, und

endlich, daß es allein in sich die pekuniären Hülfquellen finden würde, die zur Verstärkung so riesenhafter Rüstungen erforderlich sind.

Die Handels-Marine Großbritanniens besteht in runden Zahlen aus 27,000 Segelfahrzeugen von über dreißig Tonnen, deren gesammter Tonnengehalt sich auf drei Millionen beläuft. Die Handels- und die Kriegs-Marine beschäftigen mehr als 220,000 Matrosen; dazu kommen noch 150,000 Mann auf den Fischerböten und den Fahrzeugen unter dreißig Tonnen, was also einen Totalbestand von 370,000 Seeleuten ergibt.

Die vereinigten Handels-Marinern von Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten belaufen sich nur auf 1,700,000 Tonnen (wobei natürlich die innere oder Flußschiffahrt nicht mitgerechnet ist). Die Gesamtzahl der in diesen Staaten bei der Schifffahrt beschäftigten Individuen übersteigt nicht 240,000, wovon 100,000 wenigstens den Namen Seeleute nicht verdienen.

So hat Frankreich 5000 Fahrzeuge von über 30 Tonnen, die zusammen 600,000 Tonnen repräsentiren. Die Mannschaften seiner Handels- und Kriegs-Marine, seine Fischer, Jährmänner u. s. w. belaufen sich, mit Inbegriff der Leute, die ihren Dienst zur See abgelegt haben, nicht auf 90,000 Individuen. Das Tonnengehalt der Handels-Marine der Vereinigten Staaten beträgt nach den offiziellen Registern zwei Millionen, wovon auf die Seeschiffahrt nur die Hälfte kommt; die Zahl der Mannschaften beträgt 90,000, wovon die Hälfte bei der Flußschiffahrt beschäftigt ist und 25,000 englische Untertanen sind, die man vermittelt eines starken Soldes auf englischen Schiffen angeworben hat. Doch sind gerade diese Republikaner noch die fürchtbarsten Gegner Englands, namentlich durch die vielen Kiellers, welche bei ihnen zur Erbauung der Lokomotiven und Maschinen für die zahllosen Fahrzeuge ihrer Seen und Flüsse beschäftigt sind und vermittelt deren sie leicht große Dampfschiffe herstellen können.

Rußland hat keine Handels-Marine, mit Ausnahme einiger Böte und anderer Fahrzeuge, die nur ungefähr 10,000 Tinnen beschäftigen, während seine Kriegs-Marine 50,000 Matrosen oder Marine-Soldaten zählt.

Großbritannien besitzt 120 Linienfahrzeuge und 140 Fregatten. Im Jahre 1840 zählte man in der ganzen übrigen Welt nur 175 Linienfahrzeuge und 195 Fregatten; hiervon kamen auf die Vereinigten Staaten, Frankreich und Rußland zusammen 120 Linienfahrzeuge und 117 Fregatten.

Die Thatsachen und Zahlen beweisen also erstens, daß die englische Gesamt-Marine denen jener vereinigten Mächte numerisch überlegen ist, und zweitens, daß die Kriegs-Marine Englands im Verhältniß zu den Hülfquellen, die seine Handels-Marine darbietet, die kleinste ist, und daß, wenn es diese Hülfquellen in gleichem Grade, als seine Rivalen, benutzen wollte, es auch numerisch allen Marinern der Welt zusammen überlegen wäre.

Wir gehen jetzt zur russischen Marine insbesondere über. Es ist schwer, von der russischen Marine und überhaupt von den Einrichtungen Rußlands zu sprechen, ohne an Denenigen anzuknüpfen, welcher der Gründer derselben war und dessen Biographie die ruhmvollste Periode ihrer Geschichte enthält. Als Peter I. den Plan faßte, auf den jüngst eroberten Inseln des Newa-Delta's, unter den Kanonen der Schweden, eine Stadt und eine Flotte zu erbauen, so lag in diesem Gedanken eine Kühnheit, die der Erfolg gerechtfertigt hat. Wenn wir einige Jahre später sehen, wie er seinen Triumph-Einzug in die Hauptstadt hält, die aus dem Schoße der Sümpfe emporgestiegen war, mit gerechtem Stolz jene Wohnungen und Paläste betrachtend, die an der Stelle der Binsen sich erhoben hatten, begrüßt von dem Zuruf eines Volkes, da, wo er sonst nur das Geschrei der Wöwen und das Quaken der Frösche gehört hatte; wenn die Geschichte uns erzählt, daß dieser Einzug nach einem Seesiege stattfand, der über die Schweden mit derselben Flotte erfochten worden, die einige Jahre früher noch nicht existirt und deren Schöpfung er geträumt hatte, ohne einen einzigen Arbeiter zu haben, um seine Schiffe zu erbauen, die noch aufrecht im Walde standen, ohne einen Matrosen, sie zu senken, ohne einen Hafen, sie aufzunehmen; wenn wir solche Wunder betrachten, so müssen wir gestehen, daß uns die Geschichte der Vergangenheit nichts Aehnliches darbietet, außer etwa die Entwicklung der römischen Seemacht gegenüber dem maritimen Uebergewicht der Karthager. Es ist bekannt, daß Peter selbst einer der kühnsten und geschicktesten Seemann seiner Zeit war, und daß er alle auf den Schiffbau bezügliche Kenntnisse bis in das tiefste Detail besaß, daß er mit einem Wort selbst Zimmermann, Matrose und Steuermann war. Daher wußte er auch besser als jeder Andere die Tauglichkeit der Matrosen und Offiziere, die er aus dem Ausland kommen ließ, zu beurtheilen. So schlug er mit der neugeschaffenen Flotte die

eines kriegerischen Volkes, das seit tausend Jahren auf dem Wasser sich bewegte. Doch muß man wissen, daß die Schweden, die zu Lande die trefflichsten Soldaten sind, zu Wasser sich mehr durch ihre tollkühne Tapferkeit als durch Geschicklichkeit ausgezeichnet haben, und daß sie als Seeleute erst nach den Engländern, Holländern und Dänen kommen.

Leider hat die russische Marine nicht gehalten, was ihr Anfang versprach, und ihre Kindheit war die glänzendste Zeit ihres Daseyns. Sie war seit Peter I. nie so fürchtbar gewesen als unter diesem, und in unseren Tagen ist sie eine der schlechtesten in Europa geworden. Obgleich sie fünfzig Linien-schiffe zählt, die mit 30,000 Soldaten bemannt sind, so würde man doch am Bord jedes dieser Schiffe, wenn man nur zwei Drittel davon in Aktivität setzen wollte, eine so kleine Anzahl von mittelmäßigen Matrosen haben, daß die Manöver nicht besser als auf chinesischen Kriegs-Dischonken ausgeführt werden würden. Als Peter die russische Marine schuf, mußte er voraussetzen, daß sie sich immer auf eine entsprechende Handels-Marine stützen würde. Eine solche hatte sich allerdings auf der großen Küstenstraße, die er Rußland längs des finnischen Busens gab, bilden können, wenn man früh die nöthigen Maßregeln getroffen hätte, um sie gegen die fremde Konkurrenz zu schützen. Aber die Nachfolger dieses Fürsten, die selbst keine Seeleute waren, wußten nicht, daß es nicht in der Macht eines Jars steht, Seeleute durch Ufaze zu schaffen. Daher wurde die Handels-Marine vollkommen vernachlässigt. Es giebt in der ganzen Ostsee keinen russischen Matrosen am Bord eines Handelschiffes; die Mannschaften der wenigen handeltreibenden Schiffe bestehen ausschließlich aus Finnen, Deutschen, Dänen und Schweden. Zwar besteht ein Gesetz, wonach jedes Fahrzeug mit russischer Flagge einen russischen Capitain haben muß; aber mag nun das Schiff einem Russen gehören oder, wie es meistens der Fall ist, einem Ausländer, man pflegt, um dem Gesetz zu genügen, einen Nominal-Capitain, eine Art verantwortlicher Redacteur, am Bord zu haben. Es ist dies ein Bauer, der zuweilen nichts vom Seewesen versteht; er bekommt etwa 10 Thaler monatlich, und sobald das Schiff außerhalb des Hafens ist, übernimmt ein Finne oder ein Fremder das Kommando, und nicht selten sieht man dann den Stroh-Capitain bei seinem Nachfolger die bescheidenen Funktionen eines Kochs übernehmen. Die Matrosen der russischen Kriegs-Marine rekrutiren sich wie die Soldaten der Land-Armee unter den Bauern. Ihre Organisation, ihre Disziplin, ihre Uniform sind ganz militärisch. Von den 30,000, welche die Marine braucht, sind 30,000 in der Ostsee und 20,000 im Schwarzen Meer stationirt. Die der Ostsee, welche größtentheils aus dem Auswurf der Land-Rekruten bestehen, sehen eben so miserabel als schwerfällig aus. Da sie von den sieben Monaten, während welcher die Schifffahrt nicht durch Eis gehemmt ist, nur einen kleinen Theil auf dem Meere zubringen, so kommen die Meisten von ihnen nicht dahin, die Seekrankheit ganz zu überwinden, und da die Sendung von Schiffen auf eine fremde Station große Kosten nach sich zieht, indem dann der Sold mehr als verdreifacht wird (der Unterschlagungen, welche sich die Offiziere erlauben, nicht zu gedenken) so läßt man sie in dem Süßwasser des finnischen Meerbusens zwischen Kronstadt und Reval umherkreuzen, wo sie bei gutem Wetter nie das Land aus dem Gesicht verlieren können. So lange sie nicht mit einem unruhigen Meer zu thun haben, manövriren sie noch so ziemlich; ihre Unwissenheit und ihr Ungeschick können ein Lächeln erregen, aber Ordnung und Disziplin werden streng beobachtet. Tritt aber ein Sturm ein, dann überlassen die Offiziere das Kommando des Schiffs einigen der ältesten Seeleute am Bord, da die wenigen praktischen Kenntnisse, die die Mannschaft besitzt, sich gewöhnlich mehr unter diesen als unter den Kommandirenden finden. Wenn dann diese vorher in ihrem Hochmuth so brutalen Offiziere auf einmal freundlich und bescheiden werden, dann fühlt die Mannschaft, daß die Zügel der Disziplin erschlafft sind, alle Welt spricht zugleich, und wofern nur die Zungen nicht durch die Seekrankheit gebunden sind, glaubt sich Jeder im Recht, seine Meinung abzugeben. — Schiffe, die man nach einer ausländischen Station schickt, werden mit der Auswahl der Matrosen und Offiziere bemannt, um dem Ausland eine möglichst vortheilhafte Idee von dem Zustand der russischen Flotte zu geben. Merkwürdig ist es auch, daß die Flotte der Ostsee eine große Menge Juden zählt, und zwar gehören dieselben zu den besten Seeleuten der russischen Marine.

Die Nahrung des russischen Matrosen in der Heimat ist beinahe dieselbe, wie die des Soldaten; im Ausland wird er besser genährt und bezahlt, doch die langen Fasten, die er gewissenhaft beobachtet, und das Roggenbrod lassen ihn auch hier nicht zu einem besseren Aussehen kommen. Was die Marine-Offiziere betrifft, die in Kadettenschulen erzogen werden, welche während der Hälfte des Jahres am Bord kleiner Miniatur-Kriegsschiffe gehalten werden, so erreicht die Unwissenheit derselben das Äußerste, und ist nur erklärlich durch die Gleichgültigkeit, den Widerwillen, den sie laut gegen das Seeleben aussprechen. Es ist sehr gewöhnlich, junge Offiziere erklären zu hören, daß sie im Fall eines Krieges den Seedienst mit der Kavallerie vertauschen werden. Von ihrer Unerschaffenheit geben jene hoffnungsvollen jungen Admirale schon auf der Newa die besten Proben, wo man ihnen das Kommando der Staats-Dampfböte anvertraut. Obgleich der Fluß breit und so frei ist, als die Themse bei Purfleet, so ist es doch selten, daß sie nicht einem anderen Fahrzeug Schaden zufügen, aber immer ungestraft, weil man stets die Schuld auf den verletzten Theil schiebt, welcher weiß, daß er nichts Besseres zu thun hat, als zu schweigen. Wir kennen nur einen Fall, wo der Kommandant eines Staatschiffes in Folge einer Kollision dieser Art nicht ohne Tadel davongekommen ist; es war ein Offizier, der an hellem Tage an das Geländer des englischen Quai anstieß und mit seinem Bugspriet zwei große Steine zerstrümmerte: fünf Tage zuvor hatte er eine Brig in den Grund gehohlet; aber man bewies auf irgend eine

Art, daß die Schuld an der Brig lag, und es wäre bei dem Geländer eben so geschehen, wenn nicht der Quai dem Kaiser gehörte.

Nach der Polizei und den Gerichtshöfen werden die Unterschlagungen am ärgsten in der Marine getrieben. Nie segelt ein russisches Schiff in die Ostsee, ohne einen Anker zu verlieren oder seine Tauen zu beschädigen, und ein kleiner Sturm löst sich immer in eine lange Liste von Borräthen und Kanonen auf, die man ins Meer geworfen haben will, die aber der alte Neptun selten bekommen hat. Als die russische Flotte zur Zeit Alexander's als Geißel in England zurückgehalten wurde, wurde bekanntlich jedes Tau und jedes Segel öffentlich von den Offizieren verkauft. Wir glaubten immer, daß dies nur darum geschehe, weil die Unterhaltung dieser Schiffe, von denen man so nur das nackte Gerippe sehen ließ, England zur Last fiel; die Erfahrung jedoch hat uns bald belehrt, daß dieser Handel in der russischen Marine etwas Gewöhnliches sey und in großem Maßstab selbst unter den Augen des Kaisers getrieben wird.

Wie könnten einen ganzen Band mit Unterschleifen anfüllen, die im Departement der Marine begangen werden: einige strenge Maßregeln, die von Zeit zu Zeit vom Kaiser und seinen Ministern genommen werden, um den Fortschritt dieses eingewurzeltten Uebels zu hemmen, sind ohne Wirkung. Vor einigen Jahren schickte der jetzt regierende Kaiser eine Kommission nach Kronstadt, um die Arsenalen verfeigeln zu lassen und das Inventarium davon zu machen; aber durch einen sonderbaren Zufall wurden die Arsenalen in derselben Nacht durch eine Feuersbrunst verzehrt. Und doch verriethen selbst die Trümmer des Brandes ein Faktum, das überall anderwärts unglaublich scheinen würde: man fand daselbst die Kanonen einer Fregatte wieder, welche vor einigen Jahren in der Ostsee mit allen Borräthen und Kanonen untergegangen war, wie der Bericht des Befehlshabers an den Marine-Minister besagte. Man hatte also vorsätzlich eine Fregatte ohne Artillerie und Munition ausgeschildt, bloß in der Absicht, sie zu zerstören und die Borräthe, die sie am Bord hatte, zu verkaufen. Der Kaiser Alexander war bekanntlich von nachsichtiger Gemüthsart; als man ihm einst einen ähnlichen Unterschleif berichtete, machte er bloß die charakteristische Bemerkung: „Sie würden mir meine Linien-schiffe stehlen, wenn sie wüßten, wo sie sie hin thun sollen.“

Es ist nicht lange her, daß die Offiziere der russischen Marine noch Sporen trugen. Diese Sitte ist ungefähr zu derselben Zeit, als in Schweden, unmittelbar nach dem Zuge Nelson's gegen Kopenhagen, aufgegeben worden. Da der schwedische Admiral von seinem Souverain beauftragt wurde, bei dem König von Dänemark die von der Politik vorgeschriebene Verzögerung seines Beistandes zu entschuldigen, verfolgte ihn das Volk in Kopenhagen, das in einem sehr aufgeregten Zustande war, auf der Straße und rief ihm nach, als es seine Sporen bemerkte: „Das ist der Admiral, der die schwedische Flotte an seinen Fersen hängen hat!“

(Schluß folgt.)

England.

Der Poeten-Winkel in der Westminster-Abtei.

Vor Gower und Chaucer hatte England keine Dichter zu begraben, und Gower war ein reicher Mann, der Geld genug hatte, um solches für die Errichtung seines eigenen Monuments und das Feste einer jährlichen Messe für seine Seele zuzulassen. Die Messe hörte zur Zeit der Reformation auf, aber das Monument existirt noch in der Erlöserkirche in Southwark, wo man des Dichters Kopf auf drei steinernen Büchern ruhen sieht. Der Morgenstern der englischen Poesie, der alte Geoffrey Chaucer, wurde in den Klöstern der Westminster-Abtei begraben, d. h. außerhalb des Gebäudes; aber ein Dichter und Gelehrter von Oxford, Namens Nikolaus Brigham, ließ dessen Reste im Jahre 1555 nach ihrer gegenwärtigen Ruhestätte bringen, nach dem südlichen Kreuzgang der Kirche, und errichtete dem alten Dichter das Monument, das man noch heute im Poets' Corner, dem Poeten-Winkel der Westminster-Abtei, stehen sieht.

Spenser starb in King-Street, in Westminster, am 16. Januar 1598 oder 99, und zwar, wie man erzählt, „aus Mangel an Brod“. Er lebte zwanzig Goldstücke, die ihm der Graf von Essex schickte, ab, indem er sagte, er habe leider keine Zeit, sie auszugeben. „Er wurde“, sagt Campbell, „seinem eigenen Wunsche gemäß, neben Chaucer begraben, und die berühmtesten Dichter der Zeit folgten seinem Leichenzuge und warfen Verse in sein Grab.“ Zwanzig Jahre nach seinem Tode errichtete Daniel's freundliche Gönnerin, die Gräfin Dorset, ein Monument zu seinem Gedächtniß. Der nächste große Dichter, der im Poeten-Winkel begraben wurde, war Francis Beaumont, „Fletcher's Gefährtin, Jonson's geliebter Freund“. Sein Todesstag ist unbekannt, aber er wurde am 9. Mai 1635 oder 16 begraben. Er war erst 30 Jahr alt, als er starb, und sein älterer Bruder, der Dichter von Bosworth-Field, schrieb ihm das Epitaph: Thou shouldst have followed me, but death, to blame, Miscounted years and measured age by fame. Kein „großes Herz“ fand sich, sein Gedächtniß in Marmor zu ehren, und der Genosse Fletcher's schlief noch unter einem rauhen, namenlosen Stein.

Drayton, der im Jahre 1631 starb, wurde in Westminster-Abtei begraben, aber nicht im Poeten-Winkel, sondern, wie Heylin sagt, der an seinem Begräbniß Theil nahm, unter der nördlichen Mauer, nahe einer kleinen Thür, welche zu den Stiftshäusern hinausführt. Dieselbe Gräfin von Dorset, welche Spenser's Monument errichtete, setzte auch Michael Drayton eine Marmor-

Büste, und Jonson oder Quarles gaben dazu die edle Grabchrift, die im Poets' Corner noch halb zu lesen ist. Im Jahre 1637 folgte Ben Jonson seinem Freunde Drayton ins Grab. Auch Ben wurde in Westminster-Abtei begraben, aber nicht im Poeten-Winkel; warum, ist unbekannt. Er ist in dem nördlichen Flügel des Schiffes begraben, mit der kurzen Inschrift: O Rare Ben Jonson.

Der nächste in Westminster-Abtei begrabene Dichter kam wieder nach dem Poeten-Winkel. Dies war Thomas May, der Uebersetzer Lukan's und der Geschichtschreiber des langen Parlaments. Aber man ließ May nicht zu lange daselbst liegen. Unter der Restauration wurde sein Körper herausgenommen und in eine Grube auf dem benachbarten Margaretten-Kirchhof begraben. Noch größere Beschimpfungen erwarteten Cromwell, Jretton, Bradshaw und Blake.

In Chertsey, an der Themse, starb am 28. Juli 1667 Abraham Cowley. Der Körper wurde zu Wasser von Chertsey nach Whitehall gebracht. Evelyn war bei seines Freundes Begräbnis und beschreibt dasselbe. Er wurde neben Chaucer und Spenser begraben. Im März 1668 starb in seinem Amtshause in Scotland-Yard Sir John Denham, der Dichter von Cooper's Hill. Er starb wahnsinnig, und wir haben von seiner Beerdigung im Poeten-Winkel keine Nachricht. Er wurde jedoch dicht bei Cowley begraben, dessen „Tod und Begräbnis unter den alten Dichtern“ er in einem der besten seiner Gedichte gefeiert hat. Davenant folgte Denham in weniger als einem Monat und wurde an der Stelle begraben, die May früher eingenommen. Dieser Umstand ist merkwürdig. Nach Jonson's Tode bewarben sich Davenant und May um den vakant gewordenen Lorbeer. Davenant erhielt ihn, was sich May so sehr zu Herzen nahm, daß er aus diesem Grunde allein, wie die feindliche Partei behauptet, sich dem Parlament gegen den König anschloß.

John Dryden war der nächste große Dichter, der im Poeten-Winkel begraben wurde. Anfangs sollte er ein Privatbegräbnis in einem benachbarten Kirchhof bekommen, und schon war der Leichenzug im Gang, als er unterbrochen und rückgängig gemacht wurde, und zwar auf Vermittelung des wichtigen Grafen von Dorset und des zweiten Lord Jefferys, des Sohnes des bekannten Judge Jefferys. Die Leiche des Dichters wurde nun auf das Geheiß dieser Männer in das Haus des Herrn Russell, eines berühmten Leichenbesorger's, gebracht, um daselbst einbalsamirt zu werden. Von Russell's Hause ward sie in das Kollegium der Aerzte gebracht, wo sie zehn Tage auf dem Paradebett lag. Ehe sie von hier nach der Westminster-Abtei gebracht wurde, hielt Dr. Garth eine lateinische Rede zum Lobe des Verstorbenen; auch sang man die Horazische Ode: Exegi monumentum aere perennius, die in Trauermusik gesetzt wurde, unter einem Konzert von Trompeten und andern Instrumenten. Der Leiche zogen mehrere Reiter in Trauer und eine Musikbande voran; es folgten ihr 20 Kutschen mit 6 Pferden und 24 mit 2 Pferden. So beschreiben die damaligen Zeitungen das Begräbnis; hiernach wird man das, was Jarquhar davon sagt, nicht übertrieben finden: „Ich komme eben“, sagt er, „von Master Dryden's Begräbnis, bei welchem ihm, statt David's Psalmen, eine Ode von Horaz gesungen wurde, woraus Sie schließen können, daß wir einen Dichter eines christlichen Begräbnisses nicht für würdig halten. Der Pomp der Ceremonie war, glaube ich, geeigneter für Pubibras als für ihn, denn die Cavalcade war sehr burlesk: doch er war ein außerordentlicher Mann und wurde auf eine außerordentliche Weise begraben; denn ich glaube, man hat ein solches Begräbnis noch nie gesehen.“

Nicholas Rowe, der am 16. Dezember 1718 starb, war der nächste Dichter, den man im Poeten-Winkel begrub. Nach Verlauf von sechs Monaten wird Addison an demselben Ort begraben. Dieser Schriftsteller starb in Holland-House in Kensington am 17. Juni 1719. Er wurde, eben so wie Rowe, des Nachts begraben. Von Mistress Siddons sagt Campbell: „Es war ihr eigener Wunsch, daß man sie mit der größten Einfachheit beerdige, und ich muß sagen, daß ich ihr Grab in der Vorstadt mit sanfteren Empfindungen der Behmuth besuche, als müßte ich mich ihm in der Westminster-Abtei nähern, durch Reihen von Kriegern und durch Königsgräber.“

Prior war der Zeit nach der nächste, der im Poets' Corner beerdigt wurde. „Es ist mein Wille“, sagt er, „daß ich in der Stille in der Westminster-Abtei begraben werde, und daß, nach Bezahlung meiner Schulden und Begräbniskosten, ein Monument zu meinem Andenken errichtet werde, worauf die öffentlichen Aemter, die ich bekleidete, angegeben werden können. Die Inschrift kann von Dr. Robert Friend gemacht werden, und die Büsten in Marmor von Coriveaux. Für dieses letzte Stück menschlicher Eitelkeit will ich, daß die Summe von 300 Pfund weggelegt werde.“

Congreve folgte Prior, aber der wichtige Dramatiker ist nicht im Poeten-Winkel begraben, sondern von Königen und Dichtern so weit als möglich. — Am 4. Dezember 1732 starb Johnny Gay, der letzte wahrhafte Dichter, der seit damals bis auf Campbell im Poeten-Winkel begraben wurde. Auch David Garrick fand hier seine Ruhestätte am 1. Februar 1779. Das Leichentuch hielten damals der Herzog von Devonshire, Graf Spencer, Lord Camden, Graf von Ossory und Viscount Palmerston. Vierundzwanzig von den vorzüglichsten Schauspielern der beiden Theater, und Dr. Johnson und andere Mitglieder des „Klubs“ begleiteten den Mann zum Grabe, von dem es hieß, daß sein Tod auf eine Zeit lang die Heiterkeit der Nationen getrübt habe.

Dr. Johnson folgte bald seinem Freund und Schüler Garrick ins Grab. „Sein Begräbnis“, sagt Boswell, „wurde von einer respektablen Anzahl von Freunden begleitet, besonders von Mitgliedern des literarischen Klubs, die in der Stadt waren.“ Der große Lexikograph liegt dicht bei seinem Freunde Garrick. — Richard Brinsley Sheridan starb in Saville Row am 7. Juli

1816, und am 14ten wurde er in dem südlichen Kreuzflügel von Westminster begraben.

Man sieht, daß keinesweges alle englische Dichter in Westminster begraben sind; ja gerade die bedeutendsten und berühmtesten unter ihnen vermißt man daselbst. Shakespeare wurde, wie Jeder weiß, im Chor der Kirche zu Stratford begraben, wo ein Monument zu seinem Andenken steht. Marlowe liegt im St. Paulskirchhof in Deptford, Fletcher und Massinger im Kirchhof des Erlösers in Southwark; Milton im Kirchhof von St. Giles in Cripplegate, Pope in der Kirche zu Twickenham, Swift in St. Patrick's in Dublin, Savage im St. Peterkirchhof in Bristol, Varnell in Ebecker, Dr. Young in Welwyn in Hertfordshire; Thomson im Kirchhof zu Richmond in Surrey, Collins in der St. Andrewskirche in Ebecker; Gray im Kirchhofe zu Stoke-Pogeis, wo er seine „Elegie“ dichtete; Goldsmith im Kirchhof der Temple-Kirche; Falconer im Ocean; Churchill im St. Martin-Kirchhof in Dover, Cowper in der Kirche zu Derham; Chatterton in einem Kirchhof zu Holborn, Burns im St. Michaels-Kirchhof in Dumfries; Byron in der Kirche zu Sudnall bei Newstead, Crabbe in Dryburgh-Albey, Southey in der Großthwaite-Kirche bei Keswick; Shelley unter einem der alten moosbewachsenen Thürme, die das alte Rom umgeben, Keats neben ihm, „unter der Pyramide, welche das Grabmal des Cestius ist“.

Der letzte englische Dichter, der erst vor einigen Wochen in der Westminster-Abtei beerdigt wurde und dessen Begräbnis jene Erinnerungen an die übrigen Gräber des Poeten-Winkels hervorgerufen hat, ist Thomas Campbell, der Dichter der „Bergnügungen der Hoffnung“ und von „Höhenlinden“, der gewiß nicht geringere Ansprüche als irgend ein anderer Dichter unserer Generation auf ein solches Begräbnis hatte. Man bemerkte unter denen, die dem Dichter die letzte Ehre gaben: den Herzog von Argyll, den Grafen von Aberdeen, Lord Morpeth, Lord Brougham, Lord Campbell, Lord Leigh und Sir Robert Peel (die Träger des Leichentuchs), Lord Straungford, Lord Dudley Stuart, Sir John Hobhouse, den belgischen Gesandten, Herrn Macaulay, Herrn d'Israeli, Sheil, Sir Percy Shelley, Monkton Milnes, John Hamer, Dr. Croly, Lockhart u. A. Als der Körper dem Boden anvertraut ward, warf einer der polnischen Verbannten auf den Sarg ihres Freundes einige Erde, die er von dem Grabe des großen Cozziusko mitgebracht.

Polen.

Das Slawenthum in Schlessen und der Kaschubismus. *)

In Betreff des slawischen Elements in Schlessen hat sich zwischen den „Slawischen Jahrbüchern“ und den „Schlessischen Provinzialblättern“ ein Streit entsponnen, worin mehrere Journale Partei ergriffen, die demselben eine unnöthige Ausdehnung gegeben haben. Biewohl der Wortie genug gewechselt sind, scheinen die streitenden Theile dennoch die Waffe nicht legen zu wollen, und die Slawischen Jahrbücher drohen in ihrer letzten Lieferung eine kräftige Erwiderung Nosbach's auf den in den Schlessischen Provinzialblättern enthaltenen Artikel des Dr. Rutke an. Wenn wir einerseits die Kompetenz des letztgenannten geachteten Schriftstellers in Rücksicht des streitigen Gegenstandes auch nicht unbedingt anerkennen, indem derselbe durch die Behauptung, daß nur noch in einem Winkel Schlessens eine Art polnischer Sprache existire, seine Unbekanntschaft mit diesem Idiom bekundet, so können wir doch noch weniger von Nosbach ein entscheidendes Wort in dieser Sache erwarten, da uns nicht fremd ist, welche von Parteileidenschaft diktirte Sprache Nosbach in polnischen Zeitschriften führt.

In dem Interesse, zur Beendigung dieses unerquicklichen Kampfes mitzuwirken, konnten wir uns nicht enthalten, hier Einiges über den streitigen Gegenstand mitzureden. Wenn die „Jahrbücher“ von einer slawischen Rationalität in Schlessen sprechen und die Behauptung aufstellen, daß diese Provinz noch mit zwei Dritttheilen ihrer Bevölkerung dem Slawenthum angehört, so hat schon das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ diesen Irrthum einigermaßen zu widerlegen gesucht — und wenn andererseits die „Provinzialblätter“ sogar den Bewohnern Oberschlessens alle Kennzeichen des Slawismus absprechen, so hat schon die „Deutsche allgemeine Zeitung“ sie vom Gegentheile belehrt. Im Allgemeinen dürfte man also dahin einig seyn, wenn der bisherige Streit nicht ganz vergeblich geführt seyn sollte, daß Oberschlessen noch etwa der Hälfte nach von polnischem Element durchdrungen sey, Niederschlessen dagegen nur wenige Ueberbleibsel desselben enthalte. Die Slawischen Jahrbücher machen der preussischen Regierung den Vorwurf, daß sie keine amtliche Zählungen vornehme, um dadurch das Verhältniß des slawischen Elements zum deutschen festzustellen, und halten jede hier und da in der „Preussischen Staats-Zeitung“ gefundene Zahl für ein Zugeständniß der Regierung an das slawische Element. Dieser Vorwurf ist jedoch ungegründet; denn die amtlichen Veröffentlichungen der Einwohnerzahl der preussischen Monarchie vom Jahre 1838 beweisen, daß denselben eine genaue Zählung vorangegangen. Nach derselben gehörten unter 14 Millionen Bewohnern der Monarchie 2,102,000 nicht dem deutschen Sprachstamme an, und zwar kamen von den Letzteren 1,946,000 Seelen auf das slawisch-polnische Idiom, nämlich

*) Die älteren Leser unseres Magazins werden sich gewiß noch mit Vergnügen der in den ersten Jahrgängen enthaltenen Darstellungen aus Algier von Thomas Campbell erinnern.

**) Von der Warte eingefandt.

772,000 auf das Großherzogthum Posen, 517,000 auf die Provinz Preußen und 300,000 auf Schlesien. Außerdem sind dem slawischen Idiom 4000 Kaschuben im Köslin'schen Regierungs-Bezirk, sodann 11,500 Mähren, 10,500 Böhmen, 76,000 wendische Lausitzer und 146,000 Litthauer in den Bezirken Königsberg und Gumbinnen beigezählt.

Mit diesen Zahlen-Angaben stimmt auch Schaffarzynk größtentheils überein, und in Beziehung der Bewohner Schlesiens insbesondere differirt auch Bandtkie's Zählung, den ohne Zweifel Jeder für einen zuverlässigen Gewährsmann ansieht, wenn man berücksichtigt, daß seine Berichte noch aus dem Jahre 1820 herrühren und die Verhältnisse sich inzwischen nothwendig ändern, nicht wesentlich von der offiziellen Veröffentlichung (vergl. Bandtkie's Analecten und die mrowka Poznańska vom J. 1823). Anlangend das vermeintliche Zugehörigkeits, so mißverstehen die „Zahrbücher“ entweder die Natur eines solchen, oder verbinden damit einen falschen Begriff, wenn sie dort einen moralischen Zwang mutmaßen, wo nur eine freiwillige Entschliebung der Veröffentlichung zu Grunde liegen konnte, worin sich die Regierung nicht selbst wird täuschen wollen.

Bandtkie zählte zu der besagten Zeit in Oberschlesien 500,000 und in Niederschlesien 200,000, überhaupt also 700,000 polnische Bewohner: er fand an der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens damals noch alle Zeichen ihres Ursprungs, dagegen fand er die Sprache der Niederschlesier damals schon so weit germanisirt, daß sie zwar noch ihre natürlichen Reime enthielt, sich jedoch nicht mehr als Büchersprache eignete, und dem Hochpolnischen gegenüber nur das Verhältnis einnehmen konnte, welches das Plattdeutsch dem Hochdeutsch gegenüber einnimmt. Es herrschte nicht einmal mehr auf der Kanzel eine reine polnische Sprache. Insofern hielt Bandtkie sie für unfähig, länger eine Schulsprache zu bleiben. Seit seiner Zeit hat aber der allmählig wirkende Einfluß der deutschen Intelligenz dem slawischen Idiom unzweifelhaft so viel Terrain abgewonnen, daß sich die Differenz zwischen der amtlichen und der Bandtkie'schen Zählung vollständig aufhebt. Im Einverständnis mit dem vorgenannten Schriftsteller, berichtet Fiedler, nach angeblich achtjähriger Beobachtung der Verhältnisse, im Posener „Tygodnik literacki“ über dieselben. Derselbe giebt, ungeachtet seiner offenbaren Vorliebe für das slawische Element, dennoch zu, daß nur in der Gegend von Brieg, welche er nach der älteren Einteilung der Provinz zu Niederschlesien mitzählt, ein polnischer Dialekt existire, der sich in der Schriftsprache fortpflanzen lasse. Uebrigens sey unter den Protestanten Schlesiens, und Niederschlesiens zählt bekanntlich die Mehrzahl derselben in Schlesien, die polnische Sprache sowohl aus der Familie, als aus der Kirche und Schule verschwunden. Die Regierung hat in Anerkennung dessen, daß in der Gegend von Brieg die polnische Sprache noch eine wissenschaftliche Bedeutung habe, die Einführung der polnischen Sprache auf dem Schullehrer-Seminar in Brieg angeordnet. In Oberschlesien, wo sich die polnische Sprache an einzelnen Orten noch in voller Reinheit erhalten hat, ist für die Schulen die Instruction vom Jahre 1834, betreffend den Unterricht in gemischter Sprache, und der Nachtrag derselben vom Jahre 1837 eingeführt. Die Wirksamkeit dieser Instruction näher zu erörtern, ist hier nicht der Ort; wir verweisen jedoch in dieser Beziehung auf die in Berlin bei C. G. von Pustkammer eben erschienene Schrift: „Preußens Verhältnis zu seinen polnischen Landestheilen“, welche eine Erörterung jener Instruction enthält. Wenn wir gut unterrichtet sind, so bilden namentlich in diesem Augenblicke die slawischen Verhältnisse Schlesiens einen Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der höchsten Staats-Behörde, und wir zweifeln nicht, daß dieselbe sich beeilen werde, jedes wirkliche Bedürfnis der schlesischen Polen zu befriedigen.

Anlangend den Kaschubismus, so enthalten die Slawischen Jahrbücher eine geharnischte Streitrede gegen das von Seiten der Behörden in Bezug auf dieses Idiom befolgte Verfahren, welche mit den hochtönenden Worten schließt:

„Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein!“

Solcher Eifer einzelner Slawomanen, der sich nicht entblödet, sogar von einer Nationalität der Kaschuben zu sprechen und sie der deutschen gegenüber zu stellen, erfordert wohl, daß ihm andererseits die Nationalitätsgränze angewiesen werde. Wenn eine Sprache, welche von der polnischen, an die sie sich anklammert und deren Rechte sie in Anspruch nimmt, kaum als ebenbürtig anerkannt wird, in einem deutschen Staate dennoch fast gleiche Rechte mit der letzteren genießt, so dürfte in der That kein Grund zu Beschwerden vorliegen. In den Schulen steht ihr die Instruction von 1834 und resp. 1837 zur Seite, in den Gerichten wird mit den sich dieser Sprache bedienenden Parteien nach Maßgabe der bestehenden Gesetze verfahren. Die Hauptklage gründet sich darauf, daß die kaschubische Sprache in den Gerichtshöfen von den Dolmetschern mißhandelt werde, und daß die Regierung von den Geistlichen in ihren amtlichen Jahresberichten den Gebrauch der deutschen Sprache verlange, indem sie hierbei die Voraussetzung ausspricht, daß jeder Gebildete jener Gegend der deutschen Sprache mächtig seyn werde. Was die Gerichtssprache betrifft, so liegt das Uebel, wie angenommen wird, schwerlich in der Leichtfertigkeit bei Anstellung von Beamten und Dolmetschern, welchen die kaschubische Sprache nicht hinlänglich bekannt ist, sondern vielmehr liegt der Grund der schwierigeren Verständigung mit den Parteien in der Verborgenheit der Sprache selbst, die kaum mehr eine Norm für ihre Wichtigkeit hat — und was das Verlangen der

Regierung an die Geistlichen, deutsche Berichte einzureichen, anlangt, so ist sie damit schon deshalb in ihrem Rechte, weil es für jeden Staatsbeamten eine Hauptbedingung ist, der Landessprache mächtig zu seyn, und die Geistlichen sich so weit ganz in dem Verhältnis der Beamten befinden. Unseres Wissens giebt es auch unter den Kaschuben keinen Pfarrer, dem die deutsche Sprache fremd wäre, und der Gebrauch der Volkssprache erscheint demnach nur als eine Bequemlichkeit desselben. Nach der amtlichen Zählung kommen, wie wir vorhin gesehen, 4000 Seelen auf das kaschubische Idiom: die Slawischen Jahrbücher zählen dagegen an einem Orte 40,000, an anderen 100,000 Kaschuben. Sehr genau scheinen sie es also nicht zu nehmen; es scheint nur darauf anzukommen, das Verfahren der Deutschen zu mißbilligen, — während man die rohe Germanisierungs-Methode des Mittelalters vergißt, und jetzt von der preussischen Verwaltung verlangt, daß sie die kaschubische Nationalität mit einem Schlage wieder herstelle.

Mannigfaltiges.

— Frankreich's Literaturgeschichte. Kürzlich ist in neuer Band der großartigen Histoire littéraire de France erschienen. Dieses Werk, dem kein anderes Land der Welt ein ähnliches an die Seite zu stellen hat, ward von den Benedictinern zu St. Maur begonnen und ist von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres fortgesetzt worden. Die ersten zwölf Bände, die in dem Zeitraum von 1733 bis 1763 erschienen, umfassen die Geschichte der französischen Literatur von der frühesten Zeit bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die Fortsetzung des Werkes blieb dann bis 1807 suspendirt, in welchem Jahr dieselbe von Napoleon der zweiten Klasse des Institutes aufgetragen wurde. Ein die Herausgabe leitendes Comité ward ernannt, das aus den Herren Guinguené, Brial, Pastoret und Saint-Croix bestand. Nach dem Tode Guinguené's (1816) und Saint-Croix's (1820) wurden deren Stellen durch die Herren Amaury und Duval besetzt. Die in den Jahren 1814, 1817 und 1820 erschienenen Bände XIII, XIV und XV vervollständigen die Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts. Der nächste Band, im J. 1824 publizirt, ist der französischen Literatur des 13. Jahrhunderts gewidmet, dessen Geschichte auch noch in den vier folgenden Bänden fortgesetzt ist. Der kürzlich erschienene Band enthält zahlreiche zum Theil bisher noch ganz unbekannt gewesene biographische Notizen über viele französische Troubadours und eine vollständige Kritik ihrer Werke. Im J. 1832 lebte von dem ursprünglichen Herausgeber-Comité nur noch Herr Pastoret. Er sowohl als die Herren Duval, Petit-Radel und Emeric David, welche nach einander gewählt wurden, starben im Laufe weniger Jahre, so daß die Leitung des Unternehmens sich zuletzt in gänzlich neuen Händen befand, nämlich in denen der Herren Felix Lafart, Lectere, Paris und Jauriel, von denen der Letzgenannte vor einigen Tagen ebenfalls durch den Tod abgerufen worden ist.

— Rodier's Bibliothek. Die Bibliothek des verstorbenen Charles Rodier, obwohl nicht von großem Umfang, hat doch bei ihrer letzten stattgefundenen Versteigerung nicht weniger als 68,000 Fr. (18,000 Thaler) eingebracht. Allerdings hat dazu nicht weniger die außerordentliche Beliebtheit Rodier's, von dem Jeder gern ein literarisches Andenken besitzen wollte, als der große bibliographische Werth der Bücher beigetragen, deren bloßer Katalog schon dem Kenner und Liebhaber einen Hochgenuss gewährte, denn jeder Band, den Rodier in seine Bibliothek aufnahm, war ein Juwel. Die Gelegenheit, guterhaltene alte Werke zu kaufen, kommt seltener vor, als man gewöhnlich glaubt. Hiervon lieferte auch Rodier's Bibliothek manchen Beweis, indem darin Sachen fehlten, die in der Sammlung eines solchen Bibliophilen zu finden Jeder gewiß erwartet hätte. So scheint es vielleicht unglaublich, daß Rodier nicht einen einzigen Virgil besaß. Was ist wohl leichter anzuschaffen, als ein Virgil? Doch ein Liebhaber wie Rodier begnügt sich mit keiner anderen Ausgabe, als mit einem „Elzevir“, gedruckt Anno 1636 und wo möglich in dem alten Einband jener Zeit. Nun hatte aber Rodier niemals Gelegenheit, sich den Virgil zu verschaffen, den er für den einzigen vollkommenen hielt, und da er kein Exemplar von geringerm Werth besitzen wollte, so ist es ganz natürlich, daß sich in seiner Bibliothek gar kein Virgil fand.

— Detmold's Randzeichnungen. Das Ausland scheint zu glauben, daß wir nur dicke und unwitzige Bücher schreiben, denn die Foreign Quarterly Review beginnt eine Anzeige der „Randzeichnungen“ des hannoverschen Advokaten Detmold mit den Worten: „Wunderbar! Da ist ein Buch, sehr klein und sehr witzig, und dennoch ein deutsches Buch!“ Gleichzeitig erzählt sie folgende, den Verfasser betreffende Anekdote: „Es giebt ein lithographirtes Bild eines hannoverschen Finanz-Ministers, das den Mann mit einer Papierrolle in der linken Hand darstellt, während er die rechte an das Herz drückt. „Das ist sehr treffend“, bemerkte Detmold, als er das Bild sah; „der Minister hält das Budget in der einen und mit der anderen Hand deckt er das Defizit.““